Portugal unter Salazar

Autor(en): **Allemann, Fritz René**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **60 (1968)**

Heft 12

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-354359

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GEWERKSCHAFTLICHE RUNDSCHAU

MONATSSCHRIFT DES SCHWEIZERISCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
ZWEIMONATLICHE BEILAGE: «BILDUNGSARBEIT»
HEFT 12 - DEZEMBER 1968 - 60. JAHRGANG

Portugal unter Salazar *

Die nun schon mehr als vierzigjährige Diktatur Salazars hat viele Bewunderer und viele bitterböse Kritiker gefunden. Konservative rühmen nicht nur die Ordnung des autoritären Staates, sondern auch die gesunden Finanzen, die er einem mehrmals völlig und fast immer halb bankrotten Land beschert hat. «Linke» jeder Couleur nehmen Anstoß an einem System, das mit Zensur und massivem Polizeiterror die Freiheit knebelt, jede Regung der Opposition verfolgt und zudem in Afrika seit sechs Jahren auf drei Fronten einen anachronistischen Kolonialkrieg führt. Für die einen ist Salazar der Retter Portugals aus Chaos und Dekadenz, für die andern der Repräsentant faschistischer Unterdrückung. Beide sehen verschiedene Seiten derselben Realität – oder doch ihrer Oberfläche.

Wer unter diese Oberfläche schauen will, der darf das salazaristische Regime nicht abstrakt und als ein isoliertes Phänomen betrachten. Die ungewöhnliche Stabilität des *Estado Novo*, dessen Lenker im Mai dieses Jahres den vierzigsten Jahrestag seines Regierungseintritts gefeiert hat, führt Enthusiasten wie Gegner leicht in die Irre: sie scheint auf eine Statik hinzudeuten, die den ersten als Beweis imponierender Solidität und den zweiten als untrügliches Zeichen der Immobilität erscheint. In der Tat haben sich die politischen Methoden, mit denen Salazar seine Macht behauptet, mindestens seit der «Konstitutionalisierung» der Diktatur im Jahre 1933 nur noch unwesentlich und höchstens punktuell geändert. Trotzdem hat Portugal seither gewaltige Wandlungen durchgemacht. Unter der starren Decke des Systems vollzieht sich ein sozialer Transformationsprozeß, von dessen Ausmaßen man sich außerhalb Portugals im allgemeinen nur eine sehr ungenügende Vorstellung macht. Ein einigermaßen fundiertes

* Wir entnehmen diesen instruktiven Artikel mit der Erlaubnis des Verfassers der Zeitschrift «Der Monat», Berlin, 20. Jahrgang, Heft 241, Oktober 1968.

Urteil über den Charakter und die geschichtliche Rolle des Salazarismus, seine Leistungen und ihre Grenzen wie sein Versagen läßt sich daher erst gewinnen, wenn man über das Beharrungsvermögen der Institutionen und ihrer personellen Spitze hinaus auch diese Dynamik der Gesellschaft ins Auge faßt, die sich im Rahmen des Regimes (und mindestens teilweise unter seinen eigenen Impulsen) entwickelt hat – und wenn man sie mit dem vergleicht, was auf diesem Felde in anderen Ländern vergleichbarer Struktur, also vor allem in denen des südeuropäischen Mittelmeerraumes, in der gleichen Zeit geschehen ist.

Vom Bauernland zum Halb-Industrieland

Am Ende der parlamentarischen Republik, die 1910 mit dem Sturz der konstitutionellen Monarchie ausgerufen worden war, aber in einer unablässigen Folge politischer, ökonomischer und vor allem finanzieller Krisen ihre Unfähigkeit zur Lösung der drängenden nationalen Probleme erwiesen hatte, war Portugal noch immer ein archaisches Agrarland mit einer Gesellschaftsstruktur, die in Europa nur noch auf dem Balkan ihresgleichen fand. Als Salazar 1928 von den Militärs, die zwei Jahre zuvor in einem *Pronunciamento* dem (Pseudo-)Parlamentarismus und der (Schein-)Demokratie den Garaus gemacht hatten, zunächst als Finanzminister mit außerordentlichen Vollmachten in die Regierung berufen und 1932 nach dem überraschenden Gelingen seines finanziellen Sanierungswerks zum Ministerpräsidenten befördert wurde, waren noch fast zwei Drittel der arbeitsfähigen Portugiesen in der Landwirtschaft beschäftigt – einer armseligen, mit primitivsten mittelalterlichen Methoden betriebenen Landwirtschaft, die im Norden auf klein- und zwergbäuerlicher Zersplitterung des Bodens, im Süden überwiegend auf dem Latifundium beruhte.

Gewiß gab es bereits seit dem 18. Jahrhundert, vor allem aber seit der bemerkenswert raschen Erschließung des Landes durch die Eisenbahnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Ansätze einer modernen Industrie. Aber die selbst für südeuropäische Begriffe ungewöhnliche ökonomische Rückständigkeit Portugals läßt sich aus einer einzigen Tatsache ablesen: daß sein gesellschaftliches Gefüge in der Mitte der zwanziger Jahre etwa dem Spaniens um die Jahrhundertwende entsprach. Im größeren iberischen Nachbarland gehörte das Übergewicht der Landwirtschaft bereits seit dem Ersten Weltkrieg der Vergangenheit an; in Portugal wurde es erst nach dem Zweiten Weltkrieg gebrochen – dann aber in einem um so rapideren Tempo.

1948 machten Bauern und Landarbeiter noch etwa die Hälfte der portugiesischen Erwerbstätigen aus; heute beträgt ihr Anteil gerade noch etwa ein Drittel. Das ist die Folge einer raschen Umschichtung, die sich nach 1960 geradezu stürmisch vollzog. Während der ersten beiden Sechsjahrespläne, mit denen die Regierung diese Entwicklung systematisch, aber ohne Überstürzung voranzutreiben suchte, mußte

die Landwirtschaft durchschnittlich im Jahre 1,4 Prozent ihrer Arbeitskräfte abgeben; seither ist die Jahresrate der Abwanderung aus dem agrarischen Wirtschaftssektor jäh auf 3,7 Prozent emporgeschnellt, und nach offiziellen Schätzungen dürfte sie im nächsten halben Jahrzehnt nahe an 4 Prozent herankommen. Entweder im vergangenen Jahr, für das noch keine Ziffern vorliegen, oder doch spätestens im Laufe von 1968 dürfte der Punkt erreicht worden sein (oder erreicht werden), an dem die Zahl der Beschäftigten im «sekundären» Sektor (also in Industrie und Handwerk unter Einschluß des Baugewerbes) erstmals die der landwirtschaftlich Tätigen überschreitet. Was das bedeutet, geht daraus hervor, daß noch 1950 die portugiesische Industrie nur halb so viel Arbeitsplätze zur Verfügung stellte wie die Landwirtschaft. Und wieder erhellt erst der internationale Vergleich das ganze Ausmaß einer solchen Veränderung: bereits 1960 wies Portugal genau dieselbe Verteilung der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung auf Urproduktion, verarbeitende Wirtschaftszweige und Dienstleistungen auf wie Spanien. Es hatte also jedenfalls in dieser Hinsicht den Entwicklungsstand des wesentlich früher industrialisierten Nachbarn eingeholt, hinter dem es zuvor mit dem Abstand eines Vierteljahrhunderts einhergehinkt war.

Wichtiger noch als die quantitativen Gewichtsverschiebungen sind jedoch die qualitativen. In der Periode der ersten beiden Sechsjahrespläne (1953–1964), die sich heute schon abschließend überschauen läßt, blieb die Arbeiterzahl in den traditionellen Leichtindustrien (etwa Textilien, Lebensmittel, Möbel usw.) annähernd gleich; die mehr als 100 000 neuen Arbeitsplätze, die in dieser Zeit geschaffen wurden, kamen ausschließlich den neueren Branchen zugute, zumal der Metall- und Maschinenproduktion, der chemischen Industrie und verwandten Wirtschaftsgruppen, die größtenteils erst seit dem Zweiten Weltkrieg in Portugal Fuß gefaßt haben. Die Industrie wächst also nicht nur sehr schnell: sie verbreitert und differenziert sich auch ständig. Moderne, von vornherein großdimensionierte Anlagen etwa der Zellulose- und Kunststoffproduktion oder ein so ambitiöses Unternehmen wie die Schiffsreparaturwerft der Lisnave am südlichen Tejo-Ufer, die in Zusammenarbeit einheimischen Kapitals mit holländischem und schwedischem das größte Trockendock Europas mit einer Aufnahmefähigkeit für Tanker bis zu 300 000 Tonnen errichtet hat, vermitteln eine Vorstellung von dem Impetus wie von der wachsenden Vielfalt dieses Modernisierungs- und Differenzierungsprozesses. Und wenn heute der portugiesische Export bereits zur Hälfte von Industriegütern bestritten wird (während früher fast nur die Fischkonserven-Industrie für den ausländischen Markt arbeitete), so geht auch daraus hervor, daß Portugal mindestens unter rein ökonomischen Gesichtspunkten die Phase der stationären «Unterentwicklung» hinter sich gelassen hat. So weit es noch vom Übergang in die Industriegesellschaft entfernt ist, so unverkennbar hat es die Stagnation einer

ganz in überlieferte und unbewegliche Formen eingekapselten Agrargesellschaft überwunden. Tatsächlich liefert es mindestens ökonomisch geradezu ein Musterbeispiel für ein Land in jener Phase, die der amerikanische Nationalökonom und Soziologe Walt Rostow als die des «*take-off*» bezeichnet und als das entscheidende Stadium in der Transformation traditioneller Wirtschaftsstrukturen charakterisiert hat.

Dazu gehört auch ein Vorgang, der sich zahlenmäßig nur schwer fassen läßt, aber jedem Beobachter sogleich ins Auge fällt, wenn er nach zwei Jahrzehnten wieder nach Lissabon zurückkehrt: die allmähliche – sehr allmähliche – Herausbildung einer bürgerlichen Mittelschicht, die sich zwischen die alte agrarische und die neue großkapitalistische Oberschicht einerseits, die breite kleinbäuerliche und proletarische Masse andererseits schiebt. Natürlich hat es Elemente einer solchen Schicht immer gegeben, zumal in der städtischen Intelligenz, in dem aus ihr rekrutierten höheren Beamtentum und im Handel. In den letzten Jahrzehnten aber hat sie sich nicht nur durch ein vielfältiges kleines Unternehmertum, sondern vor allem auch durch den «neuen Mittelstand» der qualifizierten Angestellten und Techniker spürbar erweitert. Nichts macht diesen Wandel auffälliger als die Veränderung des Straßenbildes: Portugal ist nächst Italien – und weit vor Spanien und Griechenland, von der Türkei zu schweigen – das höchstmotorisierte Land Südeuropas geworden, und wenn einem vor dem Krieg auf seinen (ausgezeichneten) Straßen die vielen großen, von Chauffeuren gefahrenen Wagen auffielen, so sind es nun ganz und gar die der Klein- und Mittelklasse, die allenthalben dominieren. Wobei man freilich nicht vergessen darf, daß der Besitz eines Autos dort noch viel mehr als bei uns zum «Statussymbol» geworden ist: der Portugiese, in seinen Lebensgewohnheiten von Hause aus überaus genügsam, aber zugleich in einer fast manischen Weise auf Repräsentation nach außen hin bedacht, unterwirft sich lieber vielen Einschränkungen im Wohnen, Essen und Trinken, als daß er auf den Besitz eines solchen Gefährts verzichtet, das seinen sozialen Aufstieg dokumentieren kann. Trotzdem wird man der raschen Zunahme der Motorfahrzeuge zum mindesten einen Hinweis darauf entnehmen können, daß es heute schon eine relativ breite und sich stetig verbreiternde soziale Gruppe gibt, die sich zwischen den sehr Reichen und den sehr Armen jedenfalls eines gehobenen Lebensstandards erfreut und nicht nur selber kräftig auf die Erhöhung dieses Standards drängt, sondern durch ihr Vorbild auch die Ansprüche jener Schichten steigert, die noch nicht so weit gediehen sind.

Ökonomischer Fortschritt – soziale Stagnation

Dieses auf den ersten Blick durchaus ansprechende und optimistisch stimmende Bild verdunkelt sich aber sogleich, wenn man nach den

sozialen Konsequenzen der Industrialisierung und Modernisierung fragt. Es stellt sich nämlich sehr schnell heraus, daß der zunächst höchst eindrucksvolle Fortschritt für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung *absolut* nur eine sehr bescheidene Verbesserung ihrer Lage gebracht hat und daß vor allem der *relative* Anteil der Besitzlosen am Wachstum des gesamten Sozialprodukts kaum gestiegen ist – oder dann nur durch Umstände, die mit der Wirtschafts- und Sozialpolitik des Regimes nichts zu tun haben, ja dieser Politik sogar strikt zuwiderlaufen.

Zunächst muß man sich darüber klar sein, daß die portugiesische Industrie nur dank den außerordentlich niedrigen Löhnen jenes (bescheidene) Maß an internationaler Konkurrenzfähigkeit gewonnen hat, das ihr den Zugang zum Weltmarkt eröffnet. Der durchschnittliche Stundenlohn in der Industrie lag 1963 in Schweden siebenmal, in Großbritannien fünfmal, in Österreich – dem neben Portugal sozial schwächsten Land der EFTA – dreimal höher als im Reiche Salazars. Für eine Arbeitsstunde in den portugiesischen Baumwollspinnereien und Baumwollwebereien erhielt der portugiesische Textilarbeiter 1962 nicht einmal ein Sechstel dessen, was sein deutscher Kollege bekam, und wenig mehr als ein Fünftel von dem, was in entsprechenden französischen Unternehmen bezahlt wurde.[1]

Nun ist es natürlich ungerecht und sogar irreführend, wenn man das Lohnniveau eines erst in der Industrialisierung begriffenen «Entwicklungslandes» mit niedriger Produktivität an dem fortgeschrittener und technisch besser ausgestatteter Industriestaaten mißt (obwohl es in Portugal moderne Textilfabriken gibt, die bei einem solchen Vergleich gar nicht schlecht abschneiden würden). Das Erschreckende ist, daß die portugiesischen Löhne jedenfalls in der Textilindustrie – der wichtigsten industriellen Exportbranche – noch erheblich unter denen rangieren, die in Griechenland und sogar in der Türkei bezahlt werden – und zwar gleichermaßen für ungelernte wie für qualifizierte Arbeitskräfte. Daß der portugiesische Arbeiter nur einen Bruchteil dessen verdient, was sein Kollege in West- und Mitteleuropa für die gleiche Arbeitsleistung erwirbt, mag mehr oder weniger begreiflich erscheinen; daß er darüber hinaus auch der weitaus am schlechtesten bezahlte Lohnempfänger in irgendeinem der «zurückgebliebenen» Länder Südeuropas ist, kann nur als Auswirkung einer konsequent antisozialen Politik des Regimes verstanden werden. Gerade weil Portugals Wirtschaftsstruktur bereits weit «moderner» ist als die Griechenlands und der Türkei, erscheint seine soziale Zurückgebliebenheit als um so schockierender.

[1] Diese Zahlen und die folgenden sind einer aufschlußreichen Studie von Xavier Pintado in der hervorragenden und wegen ihres streng wissenschaftlichen Charakters der Zensur nicht unterliegenden Zeitschrift *Analise Social* (Vol. V, Nr. 17, 1967) entnommen.

Trotzdem hat gerade sie das Land Salazars für ausländisches Kapital besonders attraktiv gemacht. Die niedrigsten Lohnsätze Europas diesseits des Eisernen Vorhangs haben zweifellos viel damit zu tun, daß beispielsweise die privaten Investitionen deutschen Kapitals in Portugal 1966 und 1967 schneller gestiegen sind als die in irgendeinem anderen Land: sie haben sich in zwei Jahren um über 96 Prozent vermehrt, das heißt praktisch verdoppelt – und sicher nicht nur, wie das Düsseldorfer *Handelsblatt*[2] meint, wegen der stabilen Währung und der ausgeglichenen Staatsfinanzen, sondern eben auch und vor allem weil die dortigen Arbeitskräfte so billig sind. Die Zeitschrift *Business International* hat das ganz unumwunden ausgesprochen, als sie einen Artikel über die Aussichten der portugiesischen Industriealisierung mit «*Portugal's Lure is Low-Cost Labour*» überschrieb.[3]

Vor allem aber muß man sich vergegenwärtigen, daß der Abstand zwischen den portugiesischen Löhnen und denen der hochentwickelten europäischen Industrieländer sich nicht etwa nach und nach verringert. Im Gegenteil: die Spanne vergrößert sich ständig. Während der portugiesische Lohnindex zwischen 1960 und 1965 um 31 Prozent gestiegen ist, wuchs der deutsche um 56 Prozent, der österreichische um 55 Prozent, der französische um 44 Prozent. Der Industriearbeiter in Portugal stand also in der Mitte unseres Jahrzehntes im Vergleich zu seinen mitteleuropäischen Kollegen noch schlechter da als zu Beginn dieser Periode – und nichts deutet darauf hin, daß sich seither die Schere etwa wieder ein Stück geschlossen haben könnte.

Das erklärt auch, warum das Arbeitseinkommen einen so auffallend geringen Teil des gesamten Nationaleinkommens ausmacht (41 Prozent gegen immerhin 49 Prozent in Spanien, das etwa die gleiche Wirtschaftsstruktur aufweist). Mehr noch: in der Industrie allein ging dieser Anteil während der fünfziger Jahre sogar noch spürbar zurück; 1950 entfielen noch 38 Prozent des gesamten industriellen Ertrags auf Arbeitslöhne und Gehälter; zehn Jahre später waren es sogar nur noch 35 Prozent.[4] Dabei war im Laufe dieses Jahrzehnts die Zahl der Beschäftigten in der Industrie (unter Einschluß des Baugewerbes und der Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwirtschaft) um fast 170 000 gestiegen. Eine wesentlich größere Zahl von Beschäftigten erhielt also am Ende einer zehnjährigen Entwicklung, die im Zeichen eines bedeutenden industriellen Wachstums stand, ein verhältnismäßig kleineres Stück vom größer gewordenen Kuchen. Die Ungleichheiten zwischen Kapitalertrag und Arbeitsertrag hatten sich folglich in diesem Zeitraum noch krasser als zuvor ausgeprägt. Und das wird auch durch

[2] Ausgabe vom 19./20.4.1968.
[3] Ausgabe vom 21.10.1966.
[4] Errechnet von O. Esteves de Carvalho und Joao Moura in einer Publikation des Korporationsministeriums: «*A Repartiçao do rendimento em Portugal continental*», Lissabon 1965.

die offizielle Feststellung bestätigt, daß in der Periode der beiden ersten Sechsjahrespläne (1953–1964) die industrielle Produktivität schneller gestiegen ist als der Nominallohn.[5]

Das muß um so mehr hervorgehoben werden, als die Entwicklungspläne der Regierung wenigstens formell nicht nur auf ein stetes Wachstum von Produktion und Produktivität orientiert sind, sondern sich auch das Ziel setzen, die sozialen Ungleichheiten und «Ungerechtigkeiten» in der Verteilung des Sozialproduktes zu korrigieren. Es ist bezeichnend, daß das erste Ziel (mindestens bis zu der Rezession von 1966/67, die den dreijährigen «Interimsplan» für 1965–1967 ziemlich über den Haufen warf) im wesentlichen erreicht wurde, das zweite aber – die Umverteilung des Wirtschaftsertrages nach sozialeren Grundsätzen – auf dem Papier blieb, ja das Mißverhältnis im Bereich der Industrie noch verschlimmert hatte.

Man braucht nicht lange zu suchen, um die Gründe für dieses Nebeneinander von rapider ökonomischer Entwicklung und (mindestens relativer) sozialer Stagnation aufzufinden: sie liegen im Charakter des Regimes selber begründet, in einem politischen System, das ganz und gar auf die Niederhaltung der Arbeiterschaft und ihrer Aspirationen hin konstruiert ist (und manipuliert wird.) Kein anderer Staat Europas trägt heute die plutokratischen Züge so unverhüllt zur Schau wie Portugal. Das totale Streikverbot[6] und die strikte Staatsaufsicht über die von oben geschaffenen Arbeiterorganisationen können dabei nur als äußere Symptome für diesen Zustand betrachtet werden. Wichtiger ist, daß der Staat, der sich als «neutraler» Schiedsrichter zwischen Kapital und Arbeit etabliert hat, um gegenüber den Konflikten widerstreitender Gruppeninteressen das «Gesamtinteresse» zu wahren, in der Praxis nicht einmal das Maß an sozialem Verantwortungsgefühl aufbringt, das selbst die zeitweise härtere und repressivere Franco-Diktatur im benachbarten Spanien mindestens in einer späteren Phase ihrer Entwicklung an den Tag gelegt hat. «Portugal ist ein Staat der Reichen für die Reichen» – diese Formel habe ich bezeichnenderweise zuerst nicht etwa von einem oppositionellen, geschweige denn kommunistischen Politiker gehört, sondern von einem hohen Würdenträger des Regimes. Und ein hervorragender ausländischer Kenner Portugals, der sich als Bewunderer Salazars bekannte und etwa die umstrittene portugiesische Kolonialpolitik ohne Abstriche verteidigte, bezeichnete die korporative Ordnung, die der Ministerpräsident als die Lösung der sozialen Probleme anpreist,

[5] Nach der Botschaft des Ministerpräsidenten über den III. Entwicklungsplan nahm die Produktivität in der verarbeitenden Industrie jährlich im Durchschnitt um 7,03 Prozent zu, während die Jahresrate der (nominellen) Lohnsteigerungen bei 6,32 Prozent lag. «*Projecto do III Plano de Fomento*», Vol. I, S. 425, Lissabon 1967.

[6] Salazar bezeichnet den Streik nicht nur als «Luxus», den sich das arme Portugal nicht gestatten könne, sondern rundweg als «Verbrechen».

unwirsch als «Maschinerie zum Schutz der Reichen und zur Ausbeutung der Armen».

Das Urteil ist zweifellos wohlbegründet. Der offene Klassencharakter der salazaristischen Herrschaft zeigt sich eben darin, daß das «Gesamtinteresse», das der Staat nach der salazaristischen Doktrin zu hüten hat, fast immer mit dem Interesse der besitzenden Klassen zusammenfällt. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß dieser Staat die Gewerkschaften viel sorgfältiger und argwöhnischer kontrolliert und am Zügel hält als die Verbände der Arbeitgeber – obwohl diese doch auch und gerade in der korporativen Ordnung in ganz anderer Weise als die Arbeiterorganisationen über unabhängige soziale Macht gebieten, mit der sie Druck nicht nur auf die Arbeitnehmer, sondern auch auf die Regierung ausüben können. Die Unternehmer haben immer die Möglichkeit, mit der Einschränkung der Produktion oder gar dem Rückzug ihrer investierten Kapitalien zu drohen, wenn ihnen das Regime nicht zu Willen ist; den Arbeitern aber werden die Möglichkeiten zu einem Gegendruck ihrer Organisationen vorenthalten. Das heißt aber, daß die Schiedsrichterrolle des Staates solange eine schiere Fiktion ist, als dieser Staat ein Staat der ökonomisch Mächtigen ist und den ökonomisch Schwachen die Mittel zur Verteidigung ihrer Interessen verweigert.

Auswanderung als Korrektiv

Wenn sich das Bild in den allerletzten Jahren etwas gewandelt hat, dann nicht wegen einer sozialeren Ausrichtung des Regimes, sondern im Gefolge eines Phänomens, dem die Regierung machtlos gegenüberstand: der massiven Abwanderung von Arbeitskräften nach Mitteleuropa.

Portugal ist immer ein Auswandererland gewesen. In dem halben Jahrhundert zwischen 1890 und 1940 verließen rund 1,2 Millionen Portugiesen ihre Heimat; annähernd eine Million von ihnen ging nach dem sprachverwandten Brasilien. Zu arm, seine rasch wachsende Bevölkerung zu ernähren, blieb das Land über Jahrhunderte hinweg eines der großen Menschenreservoire überseeischer Kolonisation. Oliveira Martins, der große Historiker und gescheiterte Politiker des 19. Jahrhunderts, hatte dafür die bittere Formel gefunden, die «Aufzucht menschlichen Viehs» sei «beinahe die einzige oder jedenfalls die bei weitem wichtigste der portugiesischen Exportindustrien».

Eine Zeitlang sah es so aus, als werde dieser Menschenstrom allmählich versickern. 1948 sah Salazar im Nachlassen der Emigration das schlüssigste «Signal des Fortschritts» und malte schon die Vision einer portugiesischen Wirtschaft an die Wand, die einer wachsenden Bevölkerung so viel Arbeit und Unterhalt sichern werde, daß sie nicht mehr auszuwandern brauche, weil sie sich im eigenen Land

eines stets höheren Lebensniveaus erfreuen könne.[7] Die katastrophale Unterbeschäftigung der Landbevölkerung, die nichts anderes als eine verschleierte Massenarbeitslosigkeit darstellte, sollte von nun an durch die Industrialisierung beseitigt werden; das war ein Hauptgrund, warum der Diktator, der aus seiner Vorliebe für eine langsame und vorsichtige Entwicklungspolitik keinen Hehl machte und aus seinem eingefleischten Konservatismus der Landwirtschaft eigentlich den Vorzug vor der Industrie gab, diesen Prozeß stärker forcierte, als es eigentlich seinen Neigungen entsprach.

In Wirklichkeit geschah jedoch etwas ganz Unerwartetes und für die soziale Problematik Portugals höchst Bezeichnendes: just in den Jahren, in denen die Industrialisierung in besonders zügigem Tempo fortschritt – seit Beginn unseres Jahrzehnts –, schnellte auch die Auswanderung erneut in die Höhe. Aber sie nahm zugleich einen völlig anderen Charakter an: nun waren es auf einmal nicht mehr die überseeischen Gebiete, vor allem Brasilien und die von Salazar systematisch zu Siedlungskolonien fortentwickelten afrikanischen Besitzungen Portugals, von denen der größte Sog ausging, sondern die hochindustrialisierten Länder Mitteleuropas und unter ihnen vor allem Frankreich. Der Mangel an Arbeitskräften in Mittel- und Westeuropa brachte Jahr für Jahr größere Scharen von Portugiesen dazu, sich dort nach Beschäftigungsmöglichkeiten umzusehen; neben den Italienern und Spaniern, Griechen und Türken stellten sie bald ein ständig wachsendes Kontingent unter jenen südeuropäischen Gastarbeitern, die von der Hochkonjunktur der sechziger Jahre angezogen wurden.

Tatsächlich hat Portugal allein seit 1955 durch Auswanderung wiederum fast eine halbe Million Menschen verloren. Nur sind es jetzt nicht mehr allein die Überzähligen aus der Landwirtschaft, die ihrer Heimat den Rücken kehren: die neue Auswanderungswelle war so stark, daß sie in manchen ländlichen Gebieten zu einer regelrechten Entvölkerung führte. Und außerdem kommt in den letzten Jahren die Hälfte der emigrierenden Portugiesen – seit 1963 ein noch größerer Teil – aus der Industrie, und darunter befinden sich so viele Facharbeiter, daß manche portugiesischen Wirtschaftszweige mehr und mehr Mühe haben, das nötige qualifizierte Personal zu finden. Der Grund dafür liegt auf der Hand: die Arbeiter sehen nicht ein, warum sie weiterhin zu schlechten Löhnen im eigenen Lande arbeiten sollen, wenn sie in der Fremde viel mehr verdienen und dort auch Ersparnisse ansammeln können, die sie zu Hause angesichts des niedrigen portugiesischen Lohnniveaus niemals erübrigen könnten.

Das hat nicht nur die offiziellen Schätzungen des Angebots an Arbeitskräften während des interimistischen Dreijahresplans von 1965

[7] Salazar, Vorwort zur 4. Aufl. von Bd. I (1928–1934) seiner gesammelten Reden: «*Discursos I*», Coimbra 1948.

bis 1967 völlig über den Haufen geworfen, sondern dazu geführt, daß die Zahl der Beschäftigten insgesamt (also in Industrie, Landwirtschaft und Dienstleistungen zusammen) seit 1960 zurückgegangen ist.[8] Dazu hat allerdings nicht nur die Emigration beigetragen, sondern auch die ständig zunehmende Rekrutierung der jungen Jahrgänge für die afrikanischen Kolonialkriege, die das Regime im vergangenen Jahr zur Einführung einer vierjährigen(!) Dienstpflicht gezwungen haben. Umgekehrt sind die überspannten Anforderungen der Armee wiederum zu einem neuen Anstoß für die Auswanderung geworden: immer mehr junge Leute entgehen ihrer Einziehung durch die Flucht ins Ausland. Es gibt Gemeinden, aus denen sich neuerdings nur ein Zehntel der Dienstpflichtigen zur militärischen Musterung meldet, weil alle andern sich dem Zugriff der Behörden entzogen haben und lieber in Frankreich arbeiten als in Afrika kämpfen und ihr Leben für die imperialen Träume Salazars aufs Spiel setzen wollen.

Schon das erklärt, warum eine wachsende Zahl der Emigranten in den offiziellen Statistiken überhaupt nicht mehr erscheint: wer emigriert, um dem Militärdienst zu entgehen, kann natürlich nicht damit rechnen, daß ihm die Auswanderungspapiere oder auch nur ein Reisepaß ausgehändigt werden; also muß er schwarz über die Grenze gehen. Aber die ständige Zunahme der «*emigraçao clandestina*», der «heimlichen» und illegalen Auswanderung, hat noch andere Gründe. Sie hängt unmittelbar damit zusammen, daß die zuständigen lokalen Behörden und die nationale *Junta da Emigraçao* aufs engste mit den Arbeitgebern verbunden sind und deren Interessen zu wahren suchen, indem sie die Auswanderung systematisch erschweren; seit Mitte 1967 ist überhaupt ein grundsätzlicher Auswanderungsstop wenigstens nach anderen europäischen Ländern verhängt worden, und zwar eingestandenermaßen mit dem Ziel, die Arbeitskräfte durch administrativen Druck im eigenen Lande zu halten und dadurch ein «übermäßiges» Ansteigen der Löhne zu verhindern. Die Folge aber ist, daß einfach die illegale Emigration, obwohl sie ausdrücklich als strafbar erklärt worden ist, weiter anschwillt und seit 1965 die legale weit übertrifft. Portugal ist damit das einzige Land außerhalb des Ostblocks, das seinen Bürgern das Recht der Freizügigkeit verweigert und sie zu Kriminellen stempelt, wenn sie sich ohne ausdrückliche behördliche Bewilligung im Ausland nach besseren Verdienstmöglichkeiten umsehen als denen, die ihnen ihre eigene Heimat gewährt: auch darin manifestiert sich wieder der Klassencharakter der portugiesischen Diktatur, die das bestürzend niedrige Lohnniveau mit diesem Mittel künstlich tiefhalten möchte.

In Wirklichkeit hat sich dieser Versuch jedoch als Schlag ins Wasser erwiesen. Der Menschenschmuggel ist zu einer eigenen Industrie geworden, die sich auch durch harte Strafen nicht ausrotten

[8] «*Projecto do III Plan de Fomento*», Vol. I, S. 321.

läßt. Und zumal aus den Grenzgebieten, wo es ja eine alte Schmugglertradition gibt, hat eine wahre Massenflucht eingesetzt. Jahr für Jahr melden sich in Frankreich Zehntausende von Arbeitsuchenden aus Portugal, die keine Papiere besitzen, aber von den französischen Behörden großzügig Arbeits- und Aufenthaltsbewilligungen erhalten. (Wie sich die Lage dieser «*clandestinos*» gestaltet, wenn die Arbeitslosigkeit in Frankreich weiter zunimmt, steht freilich auf einem anderen Blatt.)

Das hat vielfältige und merkwürdige Folgen nach sich gezogen. Auf der einen Seite mußten die Landarbeiterlöhne vor allem in den grenznahen Distrikten, wo sie bisher besonders niedrig waren, eiligst heraufgesetzt werden, wenn man überhaupt noch Arbeitskräfte finden wollte. (Im Distrikt Guarda beispielsweise sind sie innerhalb zweier Jahre um volle 80 Prozent gestiegen!) Aus der endemischen ländlichen Unterbeschäftigung ist durch den dreifachen Druck von Industrialisierung, Emigration und militärischer Mobilisation ein akuter ungedeckter Bedarf an Arbeitskräften geworden, der die größeren Grundbesitzer – oder doch jedenfalls die moderneren und beweglicheren unter ihnen – zur hastigen Mechanisierung ihrer Betriebe zwingt. (Einer der größten privaten Weinproduzenten im Alto Douro hat sich bitter darüber beklagt, daß er große Mittel für die Modernisierung seiner Kellerei habe aufbringen müssen, weil die Arbeiter, die ihm diese Investitionen bisher erspart hatten, nun «ins Ausland davonliefen».) Auch in Gebieten, wo die Landbestellung nicht – wie etwa in der Provinz Minho – von jeher Sache der Frauen war, begegnet man Dörfern, auf deren Feldern fast nur Frauen, Kinder und Greise werkeln.

Aber mit der Entvölkerung gehen Zeichen wachsenden und auf den ersten Blick fast unerklärlichen Wohlstands Hand in Hand. Nirgends ist mir das so aufgefallen wie auf dem abgelegenen, fast alpin anmutenden Hochplateau von Castro Laboreiro in der äußersten Nordostecke Portugals. Bis in die fünfziger Jahre hinein gehörte diese Gebirgszone zu den altertümlichsten und von der Neuzeit am wenigsten berührten Regionen Portugals, wo die Hirten und Kleinbauern noch wie im Mittelalter ihre herkömmliche Kleidung aus grobem, selbstgesponnenem und selbstgewebtem Wollstoff trugen. Die drei halbwüchsigen Burschen freilich, die mich fragten, ob ich sie in meinem Wagen ein Stück weit mitnehmen könnte, steckten in neuen *blue jeans*; zwischen den primitiven Hütten aus rohem Felsgestein fielen mir allenthalben neue, viel schmuckere (wenn auch banalere) Häuser ins Auge, wie sie auch in einer Vorstadt Lissabons stehen könnten, und selbst die alten Gebäude prangten fast ausnahmslos im Schmucke roter Ziegeldächer, denen man es ansah, daß sie allesamt aus den allerletzten Jahren stammen mußten. Wo denn die Bauern in dieser landschaftlich herrlichen, aber wirtschaftlich offenbar schrecklich armseligen Gegend das Geld für solche kostspieligen Erneuerungsarbeiten

hernähmen, will ich wissen. «*Vem da França*», lautet die Antwort: es kommt aus Frankreich. Und ich erfahre, daß es kaum eine Familie gebe, deren junge Leute im arbeitsfähigen Alter zu Hause geblieben seien; sie haben alle den Weg ins französische Eldorado gefunden, und die Überweisungen, die sie ihren Angehörigen von dort regelmäßig zukommen lassen, kommen diesen anspruchslosen kleinen Landwirten und Viehhirten wie ein Vermögen vor. Kein Wunder, daß mir meine jugendlichen Begleiter allesamt eifrig versichern, sie würden selbstverständlich, sobald sie erwachsen seien und selber verdienen könnten, ihren Brüdern und Vettern nachfolgen. Das Auswanderungsverbot bereitet ihnen keine Sorge: sie kennen ja die Gebirgspfade, die ins nahe Spanien hinüberführen, von Kind auf besser als die Grenzwächter. Und wenn sie doch erwischt werden sollten? Nun ja, sie sind ja dank des Geldes aus Frankreich nicht mehr arm, und die schlecht besoldeten Uniformierten drücken gegen ein kleines Trinkgeld gern die Augen zu...

Die Folgen der Emigration sind überall zu spüren, die direkten wie die indirekten. Jene Auswanderer, denen Portugal alle möglichen Schikanen und Hindernisse in den Weg legt, haben aus dem Ertrag ihrer Arbeit wahrscheinlich ebensoviel für die Modernisierung des Landes und für die Hebung seines Lebensstandards geleistet wie alle ambitiösen Entwicklungsprogramme der Regierung. Vor allem aber haben sie jene «industrielle Reservearmee» der chronisch Unterbeschäftigten zum Verschwinden gebracht, die es den Unternehmern und den mit ihnen eng verfilzten Behörden so lange ermöglicht hatte, die portugiesischen Löhne – die industriellen ebenso wie die landwirtschaftlichen – auf dem tiefsten Niveau Europas festzuhalten. Erst das erklärt, warum selbst während der Rezession von 1966/67 die Arbeitseinkommen kräftig angezogen haben: der Massen-Exodus, den das Regime vergebens zu bremsen versuchte, hat aus Portugal gleichsam über Nacht ein Land des akuten Arbeitermangels gemacht und damit die offiziellen Bemühungen zur Drosselung des Lohnauftriebs wirksam durchkreuzt. Er ist damit wahrscheinlich zum stärksten Antrieb sozialen Wandels überhaupt geworden.

Was wirklich hinter diesem Phänomen der «neuen Emigration» nach Mitteleuropa und vor allem der immer wichtigeren «*emigraçao clandestina*» steckt, das hat ein portugiesischer Fachmann für Fragen des Arbeitsmarktes zwar in vorsichtiger Umschreibung, aber nicht minder mutiger Offenheit ausgerechnet in einer Veröffentlichung des Korporationenministeriums ausgesprochen:

«Angesichts der Bedingungen, unter denen gegenwärtig ein wesentlicher Teil der Emigration nach Frankreich vor sich geht, läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß nur *ein absolutes Ungenügen der heimischen Lebensbedingungen* Tausende von Arbeitern veranlassen kann, unter derart prekären und gefahrvollen Umständen nach Frankreich

zu gehen... Tatsächlich wird es nun unerläßlich, daß man sich bei uns des Faktors Arbeit in einer Weise annimmt, wie das vor wenigen Jahren weder die Arbeitgeber *noch auch der Staat selber* für nötig hielten – und zwar nun nicht mehr allein aus Motiven der Menschlichkeit, sondern schon aus rein ökonomischen Gründen.»[9]

Man könnte kein härteres Urteil über vierzig Jahre salazaristischer Sozialpolitik fällen, als es hier in einer Broschüre eben jenes ministeriellen Ressorts geschieht, das für diese Politik und ihr Versagen verantwortlich ist. Denn wenn man die Sätze des Autors aus der umständlichen Sprache übersetzt, deren sich auch die wissenschaftliche Erörterung peinlicher Realitäten in einem autoritären System bedienen muß, dann laufen sie auf drei schlichte und für das Regime verheerende Feststellungen hinaus. Erstens: es ist die bittere Not, die eine so große Zahl von Portugiesen ins Ausland treibt. Zweitens: administrative Behinderungen der Freizügigkeit nützen nichts; sie führen nur dazu, daß Zehntausende gegen ihren Willen und unter «gefahrvollen Umständen» zur Übertretung der Gesetze geradezu gezwungen werden. Will man der Massenflucht Einhalt gebieten, dann kann das nur durch eine großzügige und energische Verbesserung der Lebensbedingungen für die arbeitenden Menschen im eigenen Lande geschehen. Und drittens: Arbeitgeber und Staat haben sich bisher um diese Aufgabe entweder überhaupt nicht oder doch nur in ganz ungenügendem Umfang gekümmert.

Eine besondere Ironie liegt jedoch darin, daß die portugiesische Wirtschaft als ganzes von eben diesem Phänomen profitiert, das sie mit allen Mitteln zu bekämpfen sucht, und daß sie ohne die Überweisungen der Gastarbeiter (auch der «illegalen») in eine schwere Krise geraten könnte. Denn ohne die Milliarden von Escudos, die diese Leute alljährlich nach Portugal heimschicken, wären die Aktivsalden der Zahlungsbilanz, die das Land Jahr für Jahr trotz permanenter (und ständig steigender) Einfuhrüberschüsse aufweist, überhaupt nicht denkbar. Ein guter Teil der Devisen, mit denen es die Importe von Produktionsmitteln für seine Industrialisierung bezahlt, stammt aus ihren Ersparnissen – und das heißt: aus der Tasche von Portugiesen, die von der Polizei als Gesetzesbrecher gejagt werden und bei ihrer Heimkehr schwere Strafen für «illegale Grenzüberschreitung» zu gewärtigen hätten. Hier enthüllt sich ein wahrhaft grotesker Zustand, der die Widersprüche der salazaristischen Planung eklatant hervortreten läßt.

Nur am Rande sei hier noch auf einen anderen Posten in der Zahlungsbilanz hingewiesen, der stets steigende Bedeutung gewinnt: den Tourismus. Manche Beobachter (und auch viele weitsichtige Portugiesen) hatten seit Jahrzehnten auf die Möglichkeiten hingewiesen, die für Portugal in einer systematischen und langfristig geplanten

[9] Mario Murteira: «*Emigraçao e politica de emprego em Portugal*», Lissabon 1966

Förderung des Fremdenverkehrs liegen könnten. Salazar wollte davon nichts wissen: er fürchtete den Einbruch «fremder Sitten» in das patriarchalische portugiesische Gesellschaftsgefüge, dessen Erhaltung dem erzkonservativen Ministerpräsidenten stets als eine seiner wesentlichen Aufgaben erschienen ist. Erst seit die Kosten der afrikanischen Kolonialkriege die immer noch bescheidene portugiesische Wirtschaftskraft weit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus zu belasten begannen, fand er sich widerwillig damit ab, diese unerschlossene Finanzquelle anzuzapfen. Heute bringt der Tourismus Portugal im Jahr schon mehr Devisen ein als seine traditionellen Hauptausfuhrgüter (Wein, Fischkonserven und Kork) zusammen; die Ausgaben der Ausländer, die an der Algarve-Küste oder der Costa do Sol ihre Ferien verbringen, sind im Laufe von zehn Jahren auf mehr als das Siebenfache gestiegen, und die Devisen, die Portugal allein aus diesem so lange sabotierten Erwerbszweig zuflossen, haben 1967 bereits fast drei Viertel des Defizits seiner Handelsbilanz gedeckt. Gerade dieses Beispiel zeigt, daß das Regime, das sich so viel auf seine Leistungen zugute hält, in Wirklichkeit nur widerwillig und unter dem Druck äußerer Umstände auf einen Kurs der «Modernisierung» eingeschwenkt ist, weil es deren soziale Konsequenzen im Grunde mehr fürchtete als die Fortdauer von Armut und mittelalterlicher Rückständigkeit.

Disproportionen des Fortschritts

Wenn die Emigration in gewissem Maße das auffallende und erschütternde Mißverhältnis zwischen ökonomischer Entwicklung und gesellschaftlicher Stagnation korrigiert (wenn auch keineswegs ausgeglichen) hat, so verschärft sie auf der anderen Seite noch einen Widerspruch, der zu den Grundproblemen Portugals gehört: den zwischen «entwickelten» und «unterentwickelten» Landesteilen. Die Wirtschaftspläne seit 1953 sollten ja nicht nur das Wachstum der Produktion anspornen (was ihnen gelungen ist) und eine «gerechtere Verteilung» des Nationaleinkommens herbeiführen (wovon keine Rede sein kann), sondern auch die regionalen Unterschiede mindestens mildern. Sie haben diese dritte Aufgabe so wenig gelöst wie die zweite. Ja, auf diesem Gebiet wird ihr Versagen noch viel augenscheinlicher.

Sieht man genauer hin, dann sind die neuen ökonomischen Impulse so gut wie ausschließlich einem schmalen, küstennahen Streifen in der Mitte des Landes zugute gekommen. Im Grunde kann man sogar sagen, daß sie sich von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, einzig und allein im weiteren Einzugsgebiet der beiden einzigen Großstädte manifestiert haben: überwiegend im Umkreis Lissabons, in einem bescheidenen Maße in der Region um Porto. Während diese urbanen Zonen und ihre engere Umgebung mehr und mehr an Gewicht gewinnen, kränkeln die ländlichen Distrikte im gleichen Tempo dahin.

Ein kleiner Teil Portugals modernisiert sich zusehends auf Kosten der übrigen Gebiete, die immer weiter zurücksinken. Die archaische, aber mehr oder minder homogene Gesellschaft von gestern spaltet sich zusehends, nach dem Wort des bedeutenden Soziologen A. Sedes Nunes, in «zwei Gesellschaften» auf: eine rurale und landstädtische einerseits, die im alten Trott weiterlebt und einen wachsenden Teil ihrer Bevölkerung teils an die Hafenstädte, teils ans Ausland abgibt, und eine metropolitane andererseits, die sich auf Kosten des übrigen Landes ungestüm ausdehnt.[10]

Ein Drittel der portugiesischen Bevölkerung lebt heute in den Distrikten Porto, Lissabon und Setubal, das heißt an den Mündungen des Douro und des Tejo. Dort konzentrieren sich aber auch drei Fünftel aller Hochschul-Absolventen und der Ärzte, fast vier Fünftel der freiberuflich tätigen Ingenieure und neun Zehntel der Architekten, und in diesem winzigen Ausschnitt eines kleines Landes finden sich zwei Drittel aller Fernsehapparate und fast drei Viertel aller Telephonanschlüsse. Von dorther stammte schon vor zehn Jahren fast die Hälfte des Sozialprodukts. Die hauptstädtische Agglomeration Lissabon (zu beiden Seiten des Tejo) und das sekundäre Zentrum Porto lieferten 58 Prozent der industriellen Produktion, und 62 Prozent der Einkommen aus Handel und Dienstleistungen wurden hier erworben. Auch wenn neuere Zahlen nicht vorliegen, kann gar nicht bezweifelt werden, daß diese Disproportionen heute noch viel krasser in Erscheinung treten als vor einem Jahrzehnt. Vielleicht den eindrucksvollsten Beweis für die außerordentliche (und zutiefst ungesunde) Akkumulation von Wohlstand aber liefert wohl eine letzte Ziffer: vom Ertrag der «Zusatzsteuer» *(imposto supplementar)*, die nur auf höhere Einkommen erhoben wird, stammen gut zwei Drittel aus dem Distrikt Lissabon allein; die übrigen 18 Distrikte – einschließlich Portos – brachten ingesamt knapp halb so viel auf wie allein die Hauptstadt und ihre Agglomeration! Hier zeichnet sich eine einseitige Verteilung der Güter des Lebensstandards und vor allem auch der intellektuellen Eliten ab, deren Folgen sich mit Händen greifen lassen: die katastrophale Verödung weiter Landstriche einerseits, die Hypertrophie der beiden einzigen großstädtischen Mittelpunkte andererseits führt zu einer immer weitergehenden Aufspaltung der Nation in einen aktiven und kleinen «modernen» Teil, der sich mehr und mehr, wenn auch immer noch in weitem Abstand, mitteleuropäischen Lebensformen annähert, und in einen viel größeren, der von diesen Anstößen kaum etwas zu spüren bekommt und immer mehr in Passivität und Resignation absinkt.

Aus statistischen Schätzungen geht hervor, daß von 1950 bis heute mindestens anderthalb Millionen Menschen den ländlichen Gebieten

[10] A. Sedes Nunes, «*Portugal, Sociedade dualista em evoluçao*». *Análise Social*, Nr. 7/8, 1964.

den Rücken gekehrt und entweder in den beiden Großstädten und in dem Vorstadtgürtel, der sie umgibt, oder aber im Ausland nach besseren Möglichkeiten des Fortkommens gesucht haben. Nun ist zweifellos ein gewisses Maß an Landflucht in einer Wirtschaft, die sich entwickelt und industrialisiert, unvermeidlich, wahrscheinlich sogar unerläßlich. Was aber Portugal von Ländern ähnlicher Struktur (höchstens mit Ausnahme Griechenlands) unterscheidet, das ist die mangelnde Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit seiner Mittelstädte, die allesamt in den Schrumpfungsprozeß der «traditionellen Gesellschaft» genauso hineingerissen werden wie die Dörfer des Hinterlandes. Nicht einmal die drittgrößte Stadt Portugals, Coimbra, hat seit den fünfziger Jahren mehr eine Bevölkerungszunahme verzeichnet; die kleineren urbanen Siedlungen vollends, die größtenteils bis ins Mittelalter zurückgehen und noch um die Mitte unseres Jahrhunderts als Mittelpunkte und Marktflecken für eine ganze Region dienten, verkümmern zusehends. Das heißt: der größte Teil Portugals hat nicht bloß von dem Aufschwung der letzten anderthalb Jahrzehnte kaum profitiert; er hat auch keinerlei Chancen, in diese Bewegung hineingezogen zu werden. Zu sagen, daß er einfach hinter dem stürmischen Fortschritt der aktiven metropolitanen Zonen hinterherhinke, wäre eine Beschönigung; er erliegt in demselben Maße, in dem sich Lissabon und Porto entwickeln, einer rapid fortschreitenden Schwindsucht. Die selbständigsten, unternehmungslustigsten Portugiesen wenden sich vom Hinterland – dem urbanen wie dem ruralen – ab, um in den einzigen nennenswerten Städten Anschluß an die neue Zeit zu gewinnen.

Je weiter dieser Prozeß fortschreitet, desto mehr versumpfen die Landstädte zusammen mit den umliegenden Dörfern, und je mehr sie versumpfen, desto stärker wird das Bedürfnis der Zurückgebliebenen, ihnen so schnell wie möglich zu entfliehen. Zu den sozialen Spannungen gesellen sich damit die regionalen zwischen den ganz vereinzelten neuzeitlichen Polen der Attraktion und den zahllosen absterbenden sekundären und tertiären Zentren. Und das Regime ist dieser Diskrepanz so wenig Herr geworden wie der Gegensätze zwischen den Klassen, weil es überhaupt nicht ernsthaft versucht hat, hier einzugreifen und die gestörte Balance wiederherzustellen, und weil es dem Phantom einer trügerischen «Wirtschaftsfreiheit» nachjagt, die in Wirklichkeit nichts anderes bedeutet als die Demission des Staates vor seinen gesellschaftlichen Aufgaben zugunsten des Rechtes der Stärkeren.

Wenn man das Portugal von heute mit dem am Ende des Zweiten Weltkrieges oder gar am Beginn der Ära Salazar vergleicht, mag man beim flüchtigen Hinsehen in Versuchung geraten, von einem «portugiesischen Wirtschaftswunder» zu sprechen. Je genauer man aber das ins Auge faßt, was seither geschehen ist, desto fragwürdiger wird dieses Mirakel. Es hat bedeutende Fortschritte gegeben, gewiß; wer

das leugnen wollte, wäre blind. Aber diese Fortschritte, so eindrucksvoll sie sich ausnehmen mögen, haben die Probleme nicht gelöst, sondern ins Unabsehbare gesteigert. Wer immer nach Salazar Portugal regieren wird, dürfte alle Hände voll zu tun haben, wenn er mit den Widersprüchen fertig werden will, die das Regime auch und gerade dort, wo es die Entwicklung tatsächlich anzukurbeln und voranzutreiben suchte, in vierzig Jahren aufgehäuft hat.

Fritz René Allemann, Bonn

In Frankreich alle sieben Sekunden ein Arbeitsunfall

Es gibt in Frankreich alle sieben Sekunden einen Arbeitsunfall, alle zwei Minuten wird ein schwerer Arbeitsunfall registriert, alle 40 Minuten findet ein Arbeiter dabei den Tod. Man zählte 1964 in Frankreich 1,2 Millionen Arbeitsunfälle, die eine Arbeitsunfähigkeit von mehr als zwei Jahren zur Folge hatten, 110 000 verursachten eine dauernde Invalidität, 2 200 den Tod. Es gingen durch Arbeitsunfälle 27,307 Millionen Arbeitstage verloren. Um sich ein noch anschaulicheres Bild von der Bedeutung des Problems zu machen: Die verlorenen Arbeitstage repräsentieren den Verlust der Arbeitsleistung von 600 000 Arbeitern ein ganzes Jahr hindurch. Indessen muß festgestellt werden, daß die Zahl der Arbeitsunfälle, wenn auch mäßig, so doch zurückgeht. So registrierte man 1965 eine Reduktion der Unfälle gegenüber 1964 um 2,56%, zur gleichen Zeit erhöhte sich die Zahl der Beschäftigten um 2,21%.

Immerhin wird jedes Jahr ein Unfall pro zehn dem Unfall ausgesetzten Arbeitern gemeldet. Man zählte 1965 in der Metallindustrie 344 684 Unfälle, in der Bauwirtschaft 348 451, in der Holzindustrie 42 279, in der Nahrungsmittelindustrie 89,501, im Transportwesen 53,057. Es ist bezeichnend, daß sich die Unfallhäufigkeit mit der Qualifikation der Arbeitnehmer verringert. Die fachlich geschulten Arbeiter haben weniger Unfälle als die Hilfsarbeiter. In diesem Zusammenhang muß festgestellt werden, daß sich in Frankreich 80% der Arbeitsunfälle in den ersten vier Stunden nach dem Arbeitsbeginn ereignen. Das beweist, daß keine unmittelbare Beziehung zwischen Arbeitsunfall und Ermüdung besteht, obgleich man allgemein das Gegenteil annimmt. Es steht allerdings auch fest, daß sich ein Teil der Arbeitsunfälle nach der 8. Arbeitsstunde ereignet. Wenn aber auf der einen Seite die Zahl der Unfälle zurückging, so wuchs auf der anderen Seite die Zahl der *schweren* Arbeitsunfälle, erklärbar durch die immer stärker werdende Mechanisierung der Arbeit, durch die Größe